

Untervazer Burgenverein Untervaz

Texte zur Dorfgeschichte von Untervaz



1979

Ritterliche Lebensformen

Email: dorfgeschichte@burgenverein-untervaz.ch. Weitere Texte zur Dorfgeschichte sind im Internet unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/dorfgeschichte> erhältlich. Beilagen der Jahresberichte „Anno Domini“ unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/annodomini>.

Nachrichten
des Schweizerischen Burgenvereins

Revue de l'association suisse pour châteaux et ruines
Rivista dell'associazione svizzera per castelli e ruine

Publiziert mit Unterstützung der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft

Schweizerischer Burgenverein
Geschäftsstelle:
Mythenquai 26, 8002 Zürich
Telephon 01 202 63 61
Postcheckkonto Zürich 80-14239
Zahlungen aus dem Ausland erbitten wir mittels internationalem
Einzahlungsschein auf obiges Konto.

Redaktion:
Postfach 2042, 4001 Basel
Telephon 061 22 74 06

Erscheinen jährlich sechsmal
32. Jahrgang 1979 11. Band Sept./Okt. Nr. 5



Schaffhausen, Turm am Ort. Bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts
im Besitz des Rittergeschlechtes «am Ort».

Ritterliche Lebensformen im städtischen Patriziat der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft von Ulrich Gähler

*Rittertum und Patriziat - Entstehung der neuen Aristokratie im kulturellen
Schmelztiegel des Spätmittelalters*

Als Niccolo Machiavelli 1507 das Gebiet der Eidgenossenschaft bereiste, beobachtete er Unterschiede zwischen den eidgenössischen und den deutschen Städten. So existiere in den Städten der Eidgenossenschaft ein Misstrauen gegen jedes Aus-der-Reihe- Tanzen («una pari equalità»). Der Adel habe sich in das städtische Bürgertum integriert, der Landadel auf seinen Burgen sei verschwunden. Daneben habe die Niederlage Habsburgs dieses kulturelle Klima mitgeprägt.

Das oligarchische Patriziat der Eidgenossenschaft ist aus der Verschmelzung des feudalen Dienstadels mit begüterten Kaufleuten, reich gewordenen Viehhändlern und Handwerkern sowie vereinzelt Gutsbesitzern hervorgegangen. Nach dem Sturz der alten Adelsfamilien beginnen sich neue Geschlechter in Politik, Krieg und Wirtschaft zu bewähren. Auslandsaufenthalte und Fremdsprachenkenntnisse belegen, dass diese neue Aristokratie zunehmend auch Kulturträger wird. Schon Zwingli kann, allerdings im Zusammenhang mit dem Solddienst, die Honoratiorendemokratie der Innerschweiz als einen «frövenen, muotwilligen adel» bezeichnen, der schlimmer sei als der «allt adel», während er die von den Zünften gewählten Räte Zürichs als wahre Aristokratie lobt.

In diesem soziokulturellen Verschmelzungsprozess situiert sich auch die Frage nach dem Einfluss ritterlichadliger Lebensformen im städtischen Patriziat. Die verschiedenen herrschenden Klassen waren trotz ständischen Bewusstseins keineswegs so getrennt, um sich nicht in engem Anschluss gegenseitig zu beeinflussen. Unter den am Schaffhauser Turnier von 1436 verprügelten unbeliebten Rittern sollen sich auch Basler Herren befunden haben, die den Zorn adliger Damen auf sich gezogen hatten, weil sie sich mit wohlhabenden bürgerlichen Töchtern verehelicht hatten.

Der wachsende Wohlstand der städtischen Oberschicht hatte sich selbst zu einem der Elemente der Krise des niederen ländlichen Adels entwickelt. Der Einfluss der Städte trug wesentlich mit dazu bei, die Repräsentationskosten für ein standesgemässes adliges Leben zu erhöhen. Die Adelsbehausungen mussten repräsentativer und damit teurer werden, auch die Verbreitung von glasiertem Geschirr, Trinkgläsern, Truhen, Teppichen und Fresken, wärmespeichernden Öfen mit Ofenkacheln u.a.m. dürften in unserer Gegend insbesondere durch die städtische Oberschicht mitgetragen worden sein.

«In Konkurrenz mit dem Rittertum, das sein ständisches Primat nicht zuletzt im gebildeten Lebensstil manifestiert, nimmt das höhere wetteifernde Bürgertum das Bildungsgut sofort auf. Teilweise zuerst unmittelbar mitbeteiligt, später das bewunderte Vorbild nachahmend, wandelt der regsame Geist des neuen Standes das kostbare kulturelle Erbe langsam um. Es schafft aus der ritterlichen Idealität seine eigene ständische Kultur bürgerlicher Realität.» (Dürst)



*Grabmal des Rudolf von Tierstein
im Münster in Basel.*

Die «Idealität» der ritterlichen Lebensformen, mit denen die städtischen Patrizier konfrontiert waren, darf freilich nicht überschätzt werden. Das höfische Rittertum, in dessen Einfluss man in unserer Gegend im 13. Jahrhundert evtl. Hartmann von Aue einordnen könnte, bei dem das religiöse Empfinden hinter dem aristokratisch-ästhetischen zurücktritt, hat sich, von Frankreich her kommend, in der Schweiz nur sehr oberflächlich durchzusetzen vermocht. Den Höhepunkt der Feudalwelt in der Region Basel datiert Werner Meyer auf die Jahrhundertwende vom 13. zum 14. Jahrhundert, als das höfische Rittertum bereits im Abklingen war.

Das städtische Patriziat mag wohl weniger mit ritterlicher «Idealität» als mit einzelnen ritterlich-adligen Kulturelementen konfrontiert gewesen sein. Als Kulturträger hatte sich der ritterliche Adel besonders in der Heraldik, in der Grabmalplastik, der Verwendung von Siegeln, dem Minnesang und anderen Minne-Traditionen ausgezeichnet. Dazu trat der Burgenbau und das Wohnen auf Burgen. Die Übernahme adlig-ritterlicher Lebensformen durch das städtische Patriziat mag verschiedene soziale Funktionen erfüllt haben.

Im Zusammenhang mit der städtischen Territorialbildung diente solche Übernahme nicht zuletzt der Legitimation gegenüber den Bauern, die ein eigenes starkes Selbstbewusstsein im eidgenössischen Raum entwickelt hatten.

Die Vorstellung, dass es geradezu die Pflicht eines mit der Wahrung der Ordnung betrauten Adelsstandes sei, die bäuerliche Unflätigkeit zu züchtigen, dürfte nicht nur in der Schrift «De Nobilitate et Rusticitate» des Zürcher Chorherrn Felix Hemmerli, sondern auch breiter vorhanden gewesen zu sein.

Aber auch für die soziale Abgrenzung in den Städten selbst mögen Anleihen beim ritterlichen Leben Bedeutung gehabt haben. Dem Führer der Volkspartei, Johann von Arguel, warf der Basler Ritter Peter Schaler wohl kulturelle Unterlegenheit vor: «Weisst du nicht, dass Hausherr und Schwein im gleichen Hause wohnen können, aber verschieden leben?»

Die an ausländischen Höfen orientierte Kleidermode der Patrizier hatte verschiedentlich zu Ärgernissen geführt. Im Berner Twingherrenstreit hat sie eine Rolle gespielt. Nur in diesem Zusammenhang lässt sich die Zürcherische Kleiderordnung von 1370 verstehen, die ehrlichen Weibern das Tragen von Schmuck, mehrfarbigen Kleidern oder Obergewändern, «ohne dass das Knopfloch zwei Finger breit auf der Achsel liegen soll», verbot. Die Sittenüberwachung der Zwinglischen und Calvinschen Reformation hat auch eine Vorgeschichte in den Auseinandersetzungen dieser Art.

Das städtische Patriziat übernahm freilich adlige und ritterliche Lebensformen nicht unbesehen. Der städtische Kampf gegen das für das Selbstverständnis des niederen Landadels zentrale Fehdewesen und das unbequeme Leben auf dessen Burgen mögen hier Auswirkungen gehabt haben. Der niedere Adel lebte auf dem Land z.T. in stark landwirtschaftlichen Verhältnissen, wo die Berührungspunkte mit der Landbevölkerung und insbesondere den wohlhabenden Bauern grösser gewesen sein können. Solche Berührungsprozesse hat Viktor Schlumpf exemplarisch am Beispiel des eidgenössischen Volksliedes nachgewiesen, das sich als herabgesunkene Adelskunst an der deutschen Heldenepik anschliessen wollte.

«Eine seltsame Hassliebe kennzeichnet die Haltung der Eidgenossen gegenüber dem Adel. Während er einerseits in der Gestalt des Landvogtes Gessler als das sittlich Böse schlechthin verkörpert wird, ist er andererseits immer auch etwas Erstrebenswertes, etwas, das eine gewisse Anziehungskraft auf den biedereren Bürger und Bauern nicht verfehlt.»



*Wirkteppich, Basel, um 1470. Liebespaar beim Kartenspiel.
(Historisches Museum, Basel)*

Mit Stolz betont noch 1521 Hans Birker in einem Liede, zwei eidgenössische Führer seien vom Papst zu Rittern geschlagen worden. Der in der Eidgenossenschaft ausgeprägte Fahnenkult lässt sich nicht nur mit religiösen und archaischen Traditionen erklären. Dass die Rettung des Banners in der Schlacht heiligste Pflicht des Bannerherrn war, erinnert fern an ritterliche Konventionen. Wie tief dieser Fahnenkult ging, lässt sich etwa an einer Stelle Justingers belegen, wo er berichtet, dass die Burgdorfer, nachdem sie das Banner der Stadt Solothurn erbeutet hatten, während 60 Jahren einen roten Flecken auf ihrem Banner getragen hätten. Wie das Wappen für die adlige Sippe hatte die Fahne für das mittelalterliche Gemeinwesen grosse Bedeutung.

Die der Übernahme adlig-ritterlicher Lebenstraditionen zugrundeliegenden Prozesse weisen so grosse Besonderheiten in den verschiedenen Städten auf, dass es sich als nützlich erweist, zumindest die grössten Eigenheiten der Städte Basel, Bern und Zürich zu erwähnen.

In Basel beteiligt sich der bischöfliche Ministerialadel seit der Mitte des 13. Jahrhunderts an den Geschäften der Stadt und ist im Rat vertreten. Im Rat zwar zahlenmässig in der Minderheit, hat er doch die führenden Ämter - diejenigen des Bürgermeisters, Vogtes und Schultheissen in seinen Händen. An der höfischen Poesie der Zeit hat er Anteil, doch ist sein Verhältnis zur Kirche eher schwach.

Vom Domkapitel abgesehen, vermögen die Basler Stifte und Klöster nur wenige adlige Mitglieder aufweisen, und das bürgerliche Element überwiegt. Dagegen ist der Bischofs-Hof unzweifelhaft ein Ort der Übertragung von Kulturelementen. In bischöflichen Diensten stiegen zahlreiche Basler Bürger in den Adelsstand empor, so in früher Zeit schon die Schaler und die Münch. Als Beispiel für den Aufstieg einer reichen Bürgersippe in den Adel seien hier die Ludovici, die sich später nach ihrem Lehen bei Wyhlen «von Hertenberg» nennen, aufgeführt.

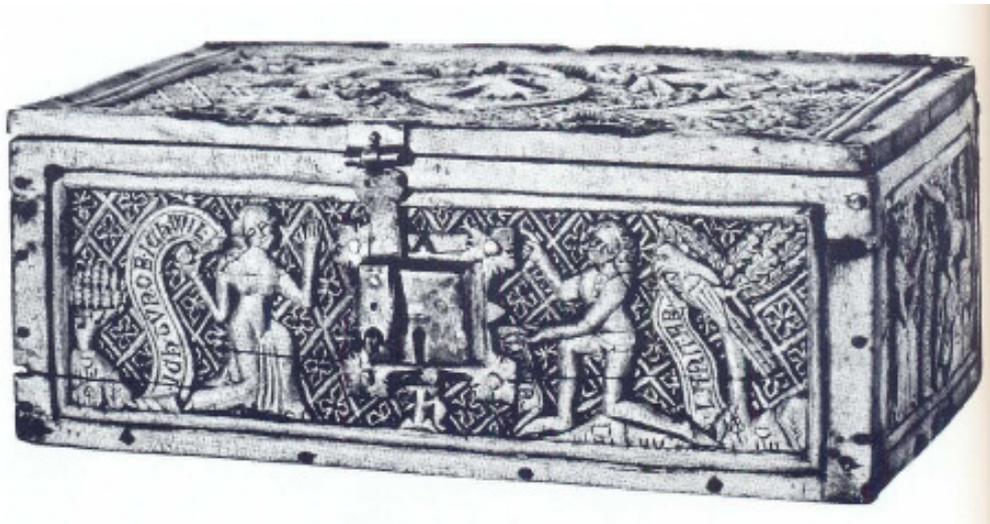
g 1: Ludovicos Institor 1237-1267 Krämer

g 2: Conradus Ludovici 1259-1305 «zem schönen hus» Pfandherr und Vogt in Riehen, Ratsherr, Brotmeister, seit 1301 «von Hertenberg»
Die Schwester heiratet den Ritter Zer Kinden

g 3: Tochter Irmentrut heiratet Ritter Hugo Münch Tochter Margarethen
heiratet Ritter Johann von Bärenfels

Sohn Heinrich von Hertenberg, Ritter und Herr zu Arisdorf, heiratet
Elisabeth von Homburg

Tochter Katharina von Hertenberg, Nonne zu Sitzenkirchen



*Minnekästchen, oberrheinisch, um 1400. Darstellung des Liebeswerbens.
(Historisches Museum, Basel)*

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts und v.a. nach der Schlacht bei Sempach befindet sich der Basler Adel in der Defensive, während der Aufschwung von Handel und Verkehr, insbesondere dank der Gotthardstrasse, das Bürgertum stärkt.

Das Basler Patriziat ist durch den Exporthandel reich geworden. Die Organisation der nichtbürgerlichen Handelstreibenden in den Zünften Schlüssel-, Hausgenossen-, Weinleute- und Safranzunft zeugt von der Herausbildung einer reichen Kaufleute-Klasse. Die Mitglieder dieser Zünfte wurden nicht wie die Handwerker «Meister», sondern «Herr» genannt.

In Bern steht das Verhältnis zwischen Stadtpatriziat und Adel besonders stark unter dem Zeichen der Territorialpolitik. Nach Eroberung oder Zerstörung einer Burg war die Stadt Bern an Burgrechtsverträgen mit den adligen Geschlechtern interessiert, die einen späteren Kauf ermöglichen oder erleichtern sollten. Die adligen Neubürger fügten sich rasch in das städtische Leben ein. Verschwägerungen mit dem städtischen Patriziat ermöglichten einen raschen Aufstieg in den Rat. Die adligen Neubürger konnten sich aber auch militärisch betätigen. Die Aufnahme adliger Familien in das städtische Patriziat war nicht ohne Auswirkungen auf das Kulturleben. Steinhäuser und Landsitze in der Stadt und der Umgebung entstanden als Ersatz für die Burgen, die Mode fremder Höfe wurde nachgeahmt, die adlige Jugend an fremde Höfe zur Ausbildung geschickt, was die spätere Ausdehnung der Berner Diplomatie erst ermöglichte. Während die Formen des Auftretens und des Wohnstiles des Patriziates aus der adligen Welt kamen, wurde die Denkweise doch stark bürgerlich geprägt.

Zürich kannte eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte in den Jahren vor der Bruntschen Revolution von 1336. Der Fernhandel auf der Linie Oberitalien - Bündnerpässe - Rheingebiet - Niederlande passierte die Stadt. Der Rat wurde von Vertretern des Dienstadels und Bürgern gemeinsam gestellt. Aus dem Patriziat, dessen Familien im 13. Jahrhundert im Rat stark gewechselt hatten, stachen einige wenige Familien der Oberschicht heraus, so die Manesse, die mit den übrigen Familien kaum verwandt waren. Zeichen der ökonomischen Blüte waren im Kulturleben die Neubauten der verschiedenen Kirchen, der Bau von Adelstürmen, aber auch die neue Befestigung. Aus dieser Zeit stammt auch die Manessische Liederhandschrift, an deren Zürcher Herkunft heute weniger gezweifelt wird als früher. Herta-Elisabeth Renk hat versucht, die soziale Gruppe, die den Zürcher Kreis trug, darzustellen:



*Turnierszene. Miniatur aus Boners «Edelstein», Anfang 15. Jahrhundert.
(Universitätsbibliothek, Basel)*

« ... dass man hier nicht mit einer Gesellschaft rechnen darf, die in die drei Kategorien von Rittern, Bürgern und Geistlichen zerfällt, und eine Analyse beweist uns, wie eng und homogen sie tatsächlich zusammengearbeitet hat. Die tatsächliche Machtverteilung und die Finanzkraft des einzelnen spielten dabei keine geringe Rolle. Es sind nicht unbedingt die Vertreter des alten Hochadels, die in diesem Kreise die einflussreichsten Positionen einnehmen, sondern es sind dies ein Klingenberg, ein Manesse, eine Wetzikon. Der Hochadel ist auch keineswegs am finanzkräftigsten. (...) Da jedoch das Ansehen, das alter Adel verlieh, immerhin noch in die Waagschale zu werfen war, war es offenbar möglich, auf einer Ebene der Gleichberechtigung zu verkehren. Das war auch deshalb möglich, da die Interessen dieser Ritter, Bürger und Geistlichen eng verflochten und in vielen Fällen gleichartig waren. Keiner von ihnen konnte etwa auf wichtige Bindungen an Klöster und Stifte oder an den Bischof von Konstanz verzichten.» Nach der Zunftrevolution von 1336 wurden Adel und Patriziat in der Zunft zur Konstafel zusammengeschlossen.

Die Kirche als Medium der Vermittlung adliger Lebensformen

Angesichts der überragenden Bedeutung der Kirche und ihrer Institutionen als Kulturträger im Mittelalter verwundert es nicht, wenn sich Prozesse kultureller Übernahme gerade auch durch die kirchlichen Institutionen und Konventionen vermittelt erweisen.

Die kirchliche Laufbahn war oft die einzige Möglichkeit für Mitglieder von Adel und Patriziat, zum Wissen der Zeit Zugang zu erhalten. Im Zürcher Manessekreis spielte der Kirchenmann Heinrich von Klingenberg, der sich allerdings mehr wie ein weltlicher Herr verhielt, eine wichtige Rolle.

Vermutlich hat er die Universität Padua besucht, worauf seine Sprachkenntnisse in Latein, Französisch und Italienisch hindeuten. Als gebildeter Exponent der zürcherischen Oberschicht gilt er für Herta-Elisabeth Renk als Träger einer prähumanistischen Kultur. Leute seinesgleichen dürften wesentlich dazu beigetragen haben, die Errungenschaften der ausländischen höfischen Kultur dem städtischen Patriziat vermittelt zu haben.

Das Basler Domkapitel rekrutierte sich in der Regel aus der Ministerialität und aus dem Adel. Auch Grafensöhne wie Berthold von Pfirt, Heinrich und Otto von Neuenburg, Hermann und Werner von Thierstein, Wilhelm von Toggenburg, Ulrich von Kiburg, Albrecht und Rudolf von Habsburg gehörten ihm an. Verschiedene Quellen belegen, dass eine Art Münstergemeinde der dem Kapitel besonders zugetanen Gläubigen bestanden haben muss, der neben ritterlichen Dienstleuten auch Bürger aus der Freienstrasse angehört haben sollen. Der Münstergemeinde stand als eigentlicher Gegenpol das von Anfang an viel populärere Stift St. Leonhard gegenüber. Neben den wachsenden Familienverbindungen zwischen adligen und nichtadligen Basler Familien dürfte also gerade auch die Münstergemeinde ein Ort der kulturellen Begegnung gewesen sein.

Adlige Mitglieder der vornehmen Klöster, die sich ja keineswegs immer der Ausübung ritterlicher Standes-Vergnügungen wie der Jagd enthielten, haben in den Städten ebenfalls gewirkt. Da sie zu den wenigen gehörten, die das Lesen und Schreiben beherrschten, konnte sich ein Einfluss besonders stark entfalten. Das mag für das Kloster Klingenthal in Basel gegolten haben.

Ausschliesslich dem höheren Adel vorbehaltene freiherrliche Klöster bestanden auch in St. Gallen, in Einsiedeln bis zur Reformation, in Säkingen und auf der Reichenau. Wir wissen über den Einfluss, den das Kulturzentrum Kloster Einsiedeln auf die Stadt Zürich ausgeübt hat. Einsiedeln hatte Besitz in Zürich, zu den Lebensträgern des Klosters gehörte ein so wichtiger Mann wie Rüdiger Manesse. Der Einsiedler Fürstabt Heinrich II von Güttingen (1280-99) gehörte zum Zürcher Manessekreis.

Einen wichtigen Beitrag für die Herausbildung einer patrizischen Kultur dürften die Predigerklöster gespielt haben. Der Orden stellte von vorneherein höhere Anforderungen an seine Mitglieder als die Franziskaner, stand sozial auch höher als diese. Die Dominikanerkonvente waren ein Zentrum von Studium und Wissen. In Basel erhielt der Orden besondere Rechte, nachdem er den Bischof 1249 gegen die sich erhebende Bürgerschaft unterstützt hatte. Auch die Zürcher Stadtgesellschaft pflegte enge Kontakte zum Predigerorden, der für die Verbreitung der Mystik im Raume Konstanz von grosser Bedeutung war. 1259 wurde der vornehme Zürcher Otto Manesse Mitglied des Dominikaner-Konvents.

Der Ritterorden der Johanniter ist für Basel zum erstenmal 1206 bezeugt. Seine Brüder gliederten sich in Priester und Ritter. Wichtige Vertreter des Basler Adels wie die Ramstein, Rauber, von Frick u.a. gehörten dem Orden an. Es wäre besonders interessant, zu untersuchen, ob zwischen der Idee der Ritterorden und den religiösen Wurzeln der Zünfte und Gilden Zusammenhänge bestanden.

Für das gegenseitige Beeinflussen kirchlicher und ritterlicher Traditionen zeugt nach Meinung des Literaturhistorikers Singer die Entwicklung des Kirchengesangs: «Aus der Hymne ist das religiöse Lied geworden, die Erweichung des Gemüts, die vor allem der Frauendienst des Mittelalters hervorgebracht hat, zeigt sich in dieser Wandlung des Pathetischen ins Gefühlvolle.»

Aber auch die adligen Stifterfunktionen sind nachgeahmt worden. Die Wappen der Basler Adligen im Kreuzgang des Münsters belegen noch heute, dass es dem Adel dabei wohl nicht nur um materielle Vorteile, sondern auch um sein Seelenheil gegangen ist.

Aber auch die St. Andreas-Bruderschaft der reichen Basler Safranzunft hatte eine eigene Kapelle, die St. Andreas-Kapelle, die reich ausgeschmückt war und voll mit Reichtümern wie Monstranzen, Reliquienbehältern und einem bedeutenden Silberschatz. Die Zunftbrüder hielten sich für ihre Kapelle auch einen Priester und einen Sängerkhor. Ein Fonds für den Unterhalt des Gotteshauses wurde durch den Zunftsekelmeister verwaltet.

«Dominus» und «Herr» - Die Jagd nach Titeln

Im Frühmittelalter war der Titel «Dominus» oder «Herr» den Dynasten und der Geistlichkeit vorbehalten gewesen; er wurde später auch vom niederen ritterbürtigen Adel und dem Stadtpatriziat getragen, niemals aber von den Bauern und den schlichten Bürgern. Selbst reiche Bürger-Handwerker nannten sich «Meister», nie aber «Herr». Auch die Basler Patrizier begannen, sich gleich den Rittern «Herr» nennen zu lassen, und zwar gleichzeitig mit dem Verwenden von Siegeln.

Nachdem die Behauptung, die Manessische Liederhandschrift spiegle in ihrem Aufbau genau die ständische Gliederung der damaligen Gesellschaft in all ihren Abstufungen wider, 1894 von Grimme widerlegt worden ist, haben sich die Literaturhistoriker der Frage der Titel und Rangordnungen besonders angenommen. «Wie man in Zürich keine strenge Scheidung zwischen ‚nobilis‘ und ‚miles‘ kannte, so war auch die Bezeichnung her nicht ausschliesslich dem Adel eigen: auch Bürgern kann dieser Titel beigelegt werden, während selbst Adelige ihn nicht führen; daher lässt der Sammler der Handschrift ihn ganz ohne Wahl fort oder setzt ihn.» (Clausberg) Die Unschärfen in der Verwendung von Titeln in der städtischen Oberschicht, lässt auf die wachsende Annäherung der adligen und nichtadligen Patriziergeschlechter schliessen. Daneben bestand aber weiterhin ein grosses Interesse im Patriziat an der Erhebung in den Adelsstand. Für die wachsende Unglaubwürdigkeit der Adelserhebungen zeugen die immer ausführlicher werdenden Begründungen und die Verwendung der Begriffe «Adelserneuerung» oder «Adelsanerkennung» statt «Neuverleihung», Anfangs 16. Jahrhundert war es notwendig geworden, den Pilgern am heiligen Grabe zu verbieten, dass «sich keiner liesse Ritter schlagen, er werde denn von Edelen Stamme und Rittergnoss von sinen vier anen her» und «vermöchte so viel an guot, dass er ritterlichen stand möchte füeren».



Darstellung des Wappens der Stadt Schaffhausen. 1603. Im Hintergrund ein städtischer Geschlechterturm.

Trotz der strengen Ermahnung kamen aber zahlreiche Missbräuche vor, so dass Pilger der Ritterschaft wieder entsetzt werden mussten. Ein Beispiel erzählt Fabri in seiner Pilgerreise vom Jahre 1556.

Architektur und Wohnsitten

Nach der Jahrtausendwende verbreitete sich die Steinkonstruktion der Burgen. Stein war vorher lange neben den kirchlichen Bauten den königlichen vorbehalten gewesen. In Basel nahm der Bau von Stadtburgen im 12. Jahrhundert so zu, dass er 1180 durch kaiserlichen Erlass eingeschränkt werden musste. Nach diesem Verbot der Wicburger (= Geschlechtertürme) mussten die Wohnungen edler Ministerialen umgebaut werden. Steinhäuser waren selten und repräsentierten Macht und Stellung des Besitzers. Welche Stellung die Manesse in Zürich um 1200 einnahmen, geht daraus hervor, dass sie als einzige Familie zwei steinerne Häuser besaßen. In Zürich um 1300 gab es nur sehr wenige Steinhäuser, die sich alle im Besitz von Patrizierfamilien befanden. Neben den Manesse besaßen etwa noch die Landenberg und die Bilgeri Steinhäuser. Zur Schaffung dynastieartiger Familienpositionen der neuen Aristokratie gehörte der Erwerb von Schlössern und Herrschaften. Die Berner Diesbach kauften 1427 die Herrschaft Ober-Diessbach, die Glarner Tschudi 1528 die Herrschaft Gräpplang bei Flums. Die miterworbenen Türme und Burgen waren militärisch wertlos, sollten wohl der Repräsentation dienen. Im Falle der Diesbach fällt das Zusammenfallen mit dem Kauf von Wappenbrief und Adelstitel 1434 auf. Der Basler Bankier Walpach kaufte das Schloss Rheinfelden: Auch die Patrizierfamilie Fröweler, Efringer, Sevogel und Offenburg erwarben sich Burgen in der Umgebung der Stadt Basel.

Die unbequemen Burgen waren als Vorbild für das reiche Patriziat kaum besonders geeignet. Um so mehr orientierte man sich in der Architektur der Patrizierhäuser an wohlhabenden Städten des Auslandes. Der spätere Papst Aeneas Sylvius Piccolomini hat 1433/34 die Basler Bürgerhäuser beobachtet. «Die Bürgerhäuser sind in allen ihren Teilen ausserordentlich gediegen und hübsch und so gepflegt, dass auch Florenz nichts Besseres aufzuweisen hat. Alle glänzen vor Sauberkeit, die meisten sind mit Malereien verziert, jedes Haus hat seinen Garten, seinen Brunnen, seinen Hof, auch warme Stuben, in denen die Bewohner zu essen, oft auch länger beieinander zu verweilen und zu schlafen pflegen. Dort sind alle Fensteröffnungen verglast und Wände, Fussboden und Decke mit Tannenholz verschalt. Eine Menge Singvögel musizieren da drinnen, durch die Wärme vor dem Winter und der bissigen Kälte geschützt: sie singen zu hören ist eine Wonne.

Zudem verwenden die Leute viele Teppiche und bestickte Wandbehänge. Auf dem Tische lassen sie einige Mengen Silbergeschirr auffahren; im übrigen Tafelschmuck sind ihnen die Italiener überlegen. Vorhöfe deuten auf die Vornehmheit des Hauses hin.»

Turniere und Feste

Zu den ritterlichen Lebensformen, die im Patriziat für wenig nachahmenswert gehalten werden, gehören die Turniere. Die Turniere in Basel hatten oft zu einem schlimmen Ende geführt, lebensgefährliche Verletzungen oder Tod eines der Beteiligten kam trotz der Turniervorschriften immer wieder vor. Wohl scheint Basel an seinem Ruf als Turnierstadt, den es vor allem dank Habsburgischer Veranstaltungen erhalten hatte, interessiert gewesen zu sein, es wurden aber z.T. strenge Vorsichtsmassnahmen getroffen. 1376 war es nach Kampfspielen auf dem Münsterplatz zu anti-habsburgischen Unruhen, der sogenannten «Bösen Fasnacht» gekommen, von der die Röteler Chronik berichtet. Diese Ereignisse hatten die Stadt in grosse politische Schwierigkeiten gebracht. Ein Teil der Sicherheitsmassnahmen, die 1428 anlässlich des Kampfes zwischen Juan de Merlo und Heinrich von Ramstein getroffen wurden, scheinen durch den Willen der Behörden begründet gewesen zu sein, solche Ereignisse zu verhindern. Dass die Bürgerfrauen während dieses Turniers zu Hause bleiben mussten, wird hingegen weniger wegen der politischen Risiken denn wegen des wilden Treibens beschlossen worden sein. Die Turniergeellschaften, die zu Beginn des 15. Jahrhunderts auch im Raume Basel auftreten, waren ganz exklusive Vereinigungen der Adligen. Schon die Namen der Gesellschaften «Zum Falken und Fisch» und «Zum Wilhelms- und Georgenschild» weisen diese Gesellschaften als späte Träger ritterlichen Denkens aus. Dem nüchtern denkenden Bürgertum war die Beteiligung an Turnieren nicht nur verschlossen, sondern auch zu gefährlich. Das letzte Turnier in Basel fand 1491 statt.

Was die bürgerlichen Städter vom Turnierwesen hielten, erfahren wir von einem Minnekästchen aus der Region Basel, auf dem die kämpfenden Ritter durch ein Affenturnier persifliert werden.

In seinen Festlichkeiten scheint sich das Patriziat weniger an diesen alten Turnieren denn an vornehmeren Vorbildern aus dem Ausland orientiert zu haben. Auch dazu besitzen wir einen Bericht Aeneas Sylvius Piccolominis:

«Die Vornehmen haben sich, teils für den Sommer, teils für den Winter, besondere Räumlichkeiten eingerichtet, in denen sie gemeinsam tafeln, wobei jeder seinen Beitrag gibt. Sie bauten sich auch einen gewaltigen Palazzo, in den sie oft zum Tanz gehen und die hübschesten Frauen der Stadt einladen. Diese putzen sich dann, soviel sie nur können, heraus, mit Kleidungsstücken, Edelsteinen, Silber und Gold, als ob es zur grössten Hochzeit ginge. Ihre Tracht ist feierlich, sogar schön - wenn sie uns nicht zu fremdartig vorkäme. Ein Bürgerlicher darf dort nicht mittanzen, er wäre denn eine politische Grösse oder ein persönlich hochangesehener Mann oder schwerreich, einem solchen würde man den Zutritt nicht verwehren.»

Grabmäler

Der Basler Kaufmann Matthis Eberler zem Hasen liess sich, als er 1477 seinen Sommersitz, das Weiher Schloss Hiltalingen, umbauen liess, eine Grabkapelle herrichten. Grabmalkunst ist eine ausgesprochen ständisch gebundene Kunst. Während Bürger - von Bauern nicht zu reden - selten und dann nur in den schlichtesten Formen Grabauszeichnungen erhalten, sichern sich viele Adlige und Kleriker mit eindrücklichen Monumenten ihr Andenken. Das 15. Jahrhundert ist eine Periode unaufhaltsamer Säkularisierung der Grabmalkunst: die Grabplatte wird zum Bildnisstein und zum Erinnerungsmal, während die religiöse Innigkeit zurücktritt. (Gantner) Die neuen Orden hatten sich mit ihrem asketischen Zug der Tendenz zum Prunk-Grabmal zwar entgegengestellt. Die Zisterzienser hatten eine klare Vorschrift: «Lapides positi super tumulos defunctorum in claustris nostris terrae non emineant, ne sint offendiculo transeuntium.» Die Ausbildung des repräsentativen Grabmals musste sich also gegen eine asketische Strömung durchsetzen. Paul Ganz vermutet, dass im Bistum Genf ein strenges Gesetz gegen Grabmal-Prunkbauten bestanden haben muss. Wo, wie im erwähnten Falle des Matthis Eberler zem Hasen, Kaufleute und Patrizier Grabmäler errichteten, müssen sie sich besonders stark von den Vorstellungen der handwerklichen Schichten abgesetzt haben.



Höhenburg Wildenstein BL. Aufnahme um 1930. Seit Ende des 14. Jahrhunderts im Besitz der Basler Patrizierfamilie Sevogel.

Das Christentum hatte die Gewohnheit, den Kämpfern Waffen ins Grab mitzugeben, abgebrochen. Die Funeralwaffen und Funeralschilde auf den Gräbern ergänzten dagegen im Mittelalter die Darstellung des Beerdigten irrtandesgemässen Kriegsschmuck. Aus der Basler Kartäuserkirche sind uns verschiedene solche Totenschilder erhalten. Neben den Schilden der Bischöfe von Utrecht Worcester, des Kardinals Curillo, des Bischofs von Como des Kardinals von Arles, des Patriarchen von Aquileia finden wir solche der von Wegenstetten (Rudolf v. W 1447/1452), der Tscheckenpürlin (Hans T. 1490), des Heinrich von Sennheim und der Schorp. Zwei weisse Wappenschilder mit drei roten, steigenden Flammen (65 auf 54 cm) weisen auf Jakob Ziboll (1366-1414) hin, der sich als Wohltäter oder Kartäuserklause verdient gemacht hatte. Ziboll war Ratsmitglied, zuerst von den Kaufleuten später von den Achtburgern, Oberzunftmeister und Bürgermeister, Pfandherr zu Wartenberg, Schenkenberg Rheinfeldern und in der Grafschaft Homberg.

Heraldik

Die Heraldik war der sichtbarste Ausdruck des Gentilbewusstseins des Adels. Solches Bewusstsein zu dokumentieren war auch die Funktion der Heraldik für die patrizischen Familien in der Herausbildung der neuen Aristokratie. Wir haben vorerst einen indirekten Hinweis auf die Übernahme der Heraldik durch die städtische Oberschicht. In der Zürcher Wappenrolle im 14. Jahrhunderts

hatten es die Sammler noch nicht für nötig befunden, Rang und Stand der Geschlechter anzugeben, wie das in späteren Wappenbüchern der Fall ist. Offensichtlich war im frühen 14. Jahrhundert das Führen eines Wappens allein schon ein sicheres Standeszeichen, anders als in den späteren Jahrhunderten. Die zunehmende Verwendung der Siegel seit dem 13. Jahrhundert hat sicher zur Verbreitung der Heraldik auch in den städtischen Oberschichten geführt. Dass Siegel einen symbolischen Bedeutungswert hatten, belegt etwa der andauernde Versuch rivalisierender Städte, sich in der Grösse ihrer Stadtsiegel zu überbieten. Mit einer äusserlichen Unterscheidung zwischen adligem und bürgerlichem Wappen wurde erst unter Kaiser Karl V. um 1530 begonnen. Der ganz geschlossene Stechhelm galt in der Heraldik seither als bürgerliche Helm, während der offene (freie, adlige) Spangenhelm dem Adel vorbehalten wurde. Dies lässt sich etwa an einem Allianzwappen Offenburg-Zscheckenbürlin Basel von wahrscheinlich 1566 nachweisen. Den Zscheckenbürlin als Patrizier stand im Wappen ein Stechhelm den Offenburgern als ritterbürtiges Geschlecht ein Spangenhelm zu. Mit einer roten Hindin auf Weiss über Grün im Wappen versuchten die Zscheckenbürlin aber offensichtlich trotzdem, sich ritterlich zu geben, weist doch dieses Wappen auf die Jagd hin. Die Offenburg hatten ihr Wappen 1417 erhalten. Henmann Offenburg (1379 bis 1459) besass das Basler Bürgerrecht seit 1393 und war seit 1413 wiederholt Oberzunftmeister. Während des Konstanzer Konzils wirkte er als Bankier und Berater des Königs. 1417 zum Ritter geschlagen und mit Wappen versehen, erhielt er 1429 eine Wappenaufbesserung in Form einer goldenen Krone von König Sigismund. Interessant ist das Wappen des Zürcher Geschlechtes Bluntschli, das ein Kaufmannszeichen in Form eines Reichsapfels und daneben zwei Bracken zeigt. Johannes Bluntschli war Zunftmeister in Zürich. Das Wappen zeigt eine interessante Kombination kaufmännischer und adliger (Jagd) Symbolik.

Das Basler Zunfthaus zum Safran wurde noch vor Hans Holbeins Zeichnungen durch Wappenfenster verschönert, die von vielen Zunftherren gestiftet worden waren.

Der soziale Abstieg der Minne

Zivilisationsprozesse vollziehen sich, wie Norbert Elias nachgewiesen hat, oft als Übernahme von Lebens- und Kulturzusammenhängen einer Schicht/Klasse

durch eine andere. Gleichzeitig aber können diese Lebensformen inhaltlich und formal verändert werden. Wir erinnern uns an die Bemerkung Werner Meyers zum Berner Patriziat (S. 7): «Während die Formen des Auftretens und des Wohnstiles des Patriziates aus der adligen Welt kamen, wurde die Denkweise doch stark bürgerlich geprägt.» Einen solchen Prozess glauben wir bei der Übernahme und Veränderung des ritterlich-höfischen Minneideals feststellen zu können. Der Minnesang in der höfischen Kultur bezeugte eine neue Stellung der Frau als Mittelpunkt der höfischen Gesellschaft. Das Ideal wird weder mit der Realität auf den Burgen des Landadels noch mit den Familienverhältnissen in den Städten übereingestimmt haben. Aus dieser Spannung heraus dürfte einiges an der Entwicklung des Minneideals und Minnesanges erklärbar sein.

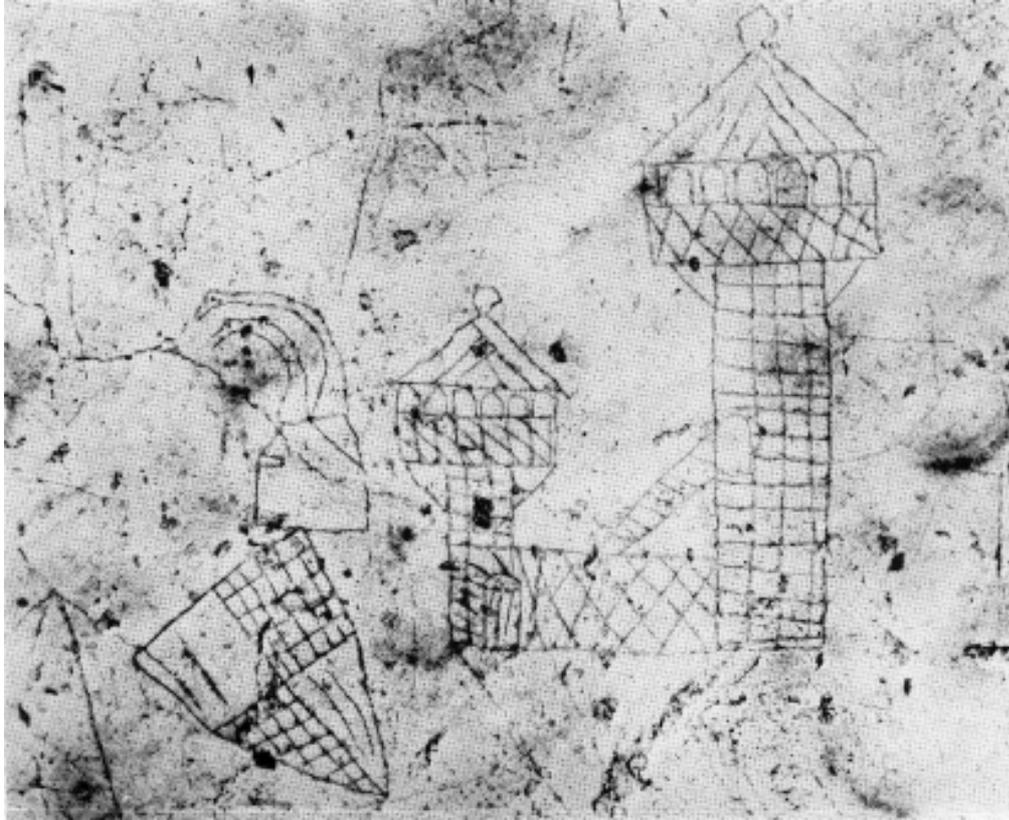
In Hartmann von Aues Übersetzung des Romans Iwein des Franzosen Crestien de Troies warnt Gawein den jungen Ehemann Iwein, indem er ihm das scharf gezeichnete Bild des durch das Familienleben zum Philister gewordenen Ritters vorhält. Ritterliche Lebensform und ritterliches Denken kommen hier in Konflikt mit dem, was noch heute «Verbürgerlichung» heisst. Für den mittelalterlichen ritterlichen Adligen hatte aber der Minnedienst im Selbstverständnis einen wichtigen Platz. Für die phantastischen Idealvorstellungen des Reiches der Frau Minne zeugt etwa das 1332 durch Kaiser Ludwig den Bayern in Ettal bei Oberammergau gegründete Stift für ritterliche Ehepaare. Religiosität und Minnedienst verknüpfen sich hier aufs engste. Marienkult und der Minnedienst für die unerreichbare Angebetete besitzen viele Berührungspunkte. Die Übernahme der Minne-Idee durch tiefere soziale Schichten führt zu einem Auseinanderbrechen dieser in ritterlich-höfischen Lebenszusammenhängen verankerten Idee.

«Dieser Adel, welcher den Kaufmann plünderte, den er zu stolz war anzubetteln, wie hätte er Minnelieder und mit welcher Stirn noch Heldengedichte verfassen können? (...) Kaum zwei Menschenalter hatte die Blüte der Literatur gewährt, zwei Jahrhunderte (so zäh war ihre Lebenskraft) brauchte sie, um voll abzudorren.» In diesen Worten, gefolgt von einem abschätzigen Urteil über die Kultur der städtischen Bürger, äusserte sich Wilhelm Wackernagel über die Epoche der Manessischen Liederhandschrift. Und Ludwig Tieck hatte schon 1803 ähnliche Gedanken geäussert: «Der

Frühling des Minnesangs war aufgeblüht, die Ritter legten das Saitenspiel, in das einst Könige und Fürsten gegriffen, aus den Händen, und die Poesie stieg von den Burgen hinunter und schlug ihren schlichten Wohnsitz in den Städten auf.» Tieck und Wackernagel haben zweifellos die höfisch-ritterliche Gesellschaft allzu idealisiert gesehen, ihre Behauptung zum sozialen Abstieg der Poesie dürfte auf das Minne-Ideal jedoch zutreffen. Vorerst beobachten wir im Zürcher Kreis Hadloub eine weitgehende Subjektivierung der Minne, so dass hier von «Zürcher Subjektliedern» gesprochen worden ist. Umwelt und Dame werden bei Hadloub eingeschmolzen in das Innenleben des Sängers, - eine Entwicklung, die die Behauptung, man könne im Spätmittelalter von eigentlich «romantischen» Tendenzen in der höfischen Kultur sprechen, stützt. Bemerkenswert bei Hadloub ist, dass es bei ihm nicht mehr die Tugend, sondern der Anblick der Frau ist, der den Künstler und Minnediener vor allem fesselt. Dass die Minne immer mehr aus dem ritterlich-höfischen Gesamtzusammenhang herausgebrochen und «konkreter» gemeint ist, lässt sich auch in der Manessischen Liederhandschrift nachweisen. Der Zürcher Meistersinger Heinrich Teschler (Nr. 9) trägt sein Anliegen vor dem Bett einer halbenthüllten Dame vor, Rost, Kirchherr zu Sarnen, (Nr. 94), ebenfalls ein nichtadeliger Minnesänger, wird im niederen Bereich der weiblichen Haushaltstätigkeit dargestellt. Dass der Sänger hier der Frau unter den Rock greift, hat mit dem klassischen Minne-Ideal wohl kaum viel zu tun. Wenn der Nachtragsmaler der Liederhandschrift die wenigen nichtadligen Minnesänger von ihren vielen adligen Mitkünstlern so drastisch abheben wollte, gab er gleichzeitig Zeugnis von den Vorstellungen bürgerlicher «Minne», von denen sich der Adel abzuheben trachtete.

Wie Patrizier das Minnemotiv zu übernehmen versuchten, lässt sich unter anderem in den in unserer Region stark vertretenen Bildteppichen nachweisen, die hier im Unterschied zu anderen Regionen dem Bürgerhaus zugute kamen. Der «Feer-Teppich» im Basler Historischen Museum, der dem Luzerner Schultheiss Petermann Fehr, einem Vertreter einer regimentsfähigen Familie, gehört haben muss, entstand um 1500. (Tod Petermann Feers 1518, seiner Gattin Benedikta von Meggen 1502). Er zeigt in grossem Format (120x350 cm) drei Paare: Wildmann und Edelfräulein, Wildweibchen und Jüngling und ein Fräulein stehen sich alle mit Jagdattributen gegenüber. Auf einem anderen Basler Bildteppich (um 1480) führen ein Jüngling und ein Edelfräulein in

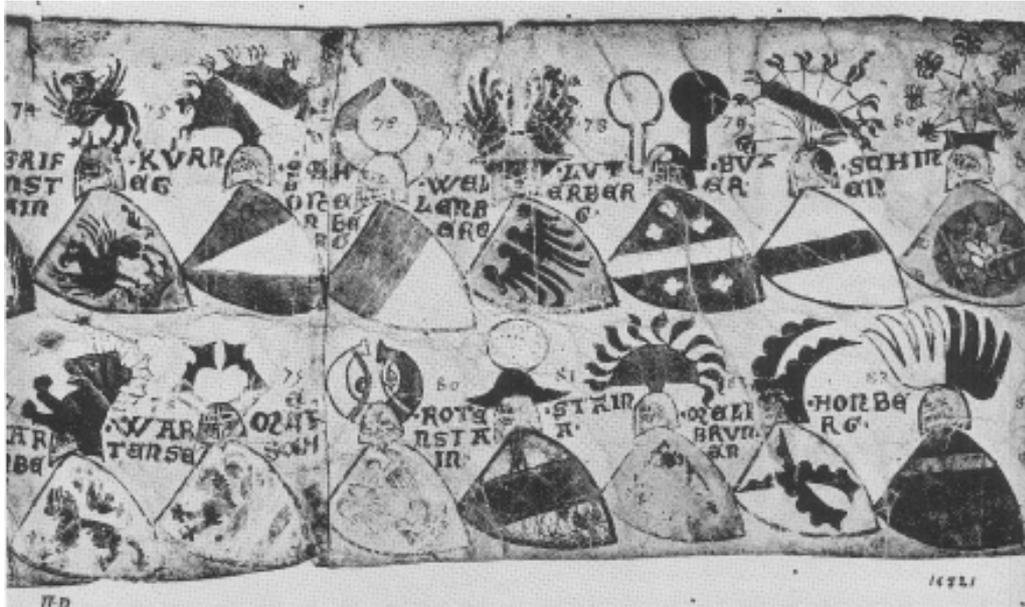
modischer Tracht zwei Fabeltiere, auf deren symbolische Bedeutung als Liebesmächte die Spruchbänder hindeuten. Jüngling: «For mir mag kein dier sich gefristen, dz schaff ich alles mit minen listen.» Darauf das Mädchen: «mit miner minne ich schwingen kann, wilde dier und auch dar zu die man.»



Grottenburg Fracstein GR. Ritzzeichnungen, um 1300. Burg mit zwei Türmen und Ringmauer, Links davon das Wappen der Herren von Vaz. (Rätisches Museum Chur)

Heinrich Wittenweilers Epos «Der Ring» aus dem Toggenburgischen anfangs des 15. Jahrhunderts ist in drei Bücher unterteilt: 1. Frauendienst («ars amandi»), 2. Moral, Hygiene und Sozialwissenschaft, 3. Kriegswissenschaft. Diese Darstellung des zeitgenössischen Wissens wird durch Groteskes zusammengehalten. Steinmar klagt (14. Jh.), dass ihn seine Geliebte nicht zu sich auf den Strohsack lasse. Der Knecht, der bei der Dirne im Heu liegt, wird von den Hirten mit dem Kuhhorn geweckt, wie die Ritterin von den ritterlichen Tageliedern durch den Ruf des Wächters von den Zinnen.

Auch in der Entwicklung der Minnekästchen, die im oberrheinischen Gebiet von Konstanz bis Basel eine regionale Konzentration kennen, können wir die Veränderung der Bedeutung der «Minne» beobachten.



Wappenrolle von Zürich, um 1340. Ausschnitt. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich)



Elgg ZH, Aufnahme um 1940. Seit dem Spätmittelalter im Besitze verschiedener Patriziergeschlechter.

«Der Fortgang im 15. Jahrhundert zeigt, wie nach dem ersten Jahrhundertdrittel die Produktion sich in gleichem Masse in die Breite ergiesst, wie sie ihren inneren Sinn und Notwendigkeit verliert. Eine niedere Schicht hat nachahmend das aristokratische Erbe übernommen, dessen Darbietungen nicht mehr wie vordem von den besten Kräften, sondern von handwerklich schlecht und recht geschulten, künstlerisch geringeren Händen erfolgt.» (Kohlhaussen) Ohne Kohlhaussens kunsthistorische Vorurteile unbedingt zu unterstützen, halten wir fest, dass es zu einer Erweiterung der Produktion von Minnekästchen kam. Aber auch im Inhalt der schmückenden Darstellungen finden sich interessante Hinweise. Im 14. Jahrhundert zeigen die Kästchen nicht mehr die gleichmässigen Ausschnitte der Unterhaltungen der Vornehmen, sondern vorzugsweise gemeinschaftliche Spiele deutlich erotischer Art. Beim Schinkenklopfen und beim Quintanspiel ging es vor allem um erotische Berührungen und Enthüllungen.

1512 setzte der Augsburger Buchdrucker Othmar das Wort «minne» ausser Gebrauch, «weil das wort minn in etlichen sprachen nit mehr rechte, göttliche, eerbere und zimliche, sondern tierliche, viehische, uneerbere und unzimliche minn anzeigt, so hab ich buchdrucker für das wort minn gesetzt das wort lieb.»

Bibliographie

Amman, Hektor. Das schweizerische Städtewesen des Mittelalters in seiner wirtschaftlichen und sozialen Ausprägung. In: Recherches de la société. Jean Bodin VII. Bruxelles 1956

Brunner, Otto. Bürgertum und Städtewesen im deutschen Mittelalter. Leipzig und Wien 1930

Bruckner, A. und B. Schweizer Fahnenbuch. St. Gallen 1942

Burckhardt, Max. Basler Büchersammler vom Spätmittelalter bis zur Barockzeit. Basel Universitätsbibliothek 1975

Clausberg, Karl. Die Manessische Liederhandschrift. Du Mont Köln 1978

Dürst, Hans. Rittertum. Schweizerische Dokumente, Hochadel im Aargau. Aarau 1964

Ehrensperger, Franz. Der Einfluss der spätmittelalterlichen Basler Kaufleute auf das Kulturleben. Basler Stadtbuch 1972

Elias, Norbert. Über den Prozess der Zivilisation. Soziologische und psychologische Untersuchungen. Baden-Baden 1976

Gantner, Joseph. Kunstgeschichte der Schweiz. Bd. 2. Gotik. Frauenfeld 1947

Gantner, Joseph. Die Schweizer Stadt. München 1925

- Ganz, Paul. Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz im 12. und 13. Jahrhundert. Frauenfeld 1899*
- Ganz, Paul. Die Abzeichen der Ritterorden und Turniergesellschaften. In: Schweiz. Archiv für Heraldik 1905/06*
- Gloggner, Arthur. Die Mitwirkung des Adels bei der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft. Bern 1941*
- Guyer, Paul. Bibliographie der Städtegeschichte der Schweiz. Zürich 1960*
- Gysin, Fritz. Gotische Bildteppiche der Schweiz. Basel 1940*
- Gysin, Fritz. Schweizerisches Gebrauchssilber. SLM. Bern 1954*
- Hauser, A. Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Zürich 1961*
- Hauser, Arnold. Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. München 1968*
- Hoffmann, Hans. Bürgerbauten der alten Schweiz. Frauenfeld 1931*
- Hoffmann, Hans. Schweizerische Rats- und Zunftstuben. Frauenfeld und Leipzig 1933*
- Huth, Hans. Künstler und Werkstatt der Spätgotik. Darmstadt 1967*
- Kohlhaussen, Heinrich. Minnekästchen im Mittelalter. Berlin 1928*
- Largiader, Anton. Bürgermeister Rudolf Brun und die Zürcher Revolution von 1336. Mitt. d. Antiquarischen Gesellschaft Zürich. Bd. 31. H. 5. 1936*
- Major, E. Wandmalereien mit dem Ehwappen der holbeinischen 'Lais'. In: Schweiz. Archiv für Heraldik. 1918*
- Meyer, Werner. Burgenbruch und Adelspolitik im Alten Bern. In: Discordia Concors. Festgabe für Edgar Bonjour. Bd. 2. Basel 1968*
- Meyer, Werner. Der mittelalterliche Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel. Basel 1962*
- Meyer, Werner. Turniere im Alten Basel. In: Basler Stadtbuch 1970*
- Morf, Hans. Zunftverfassung und Obrigkeit in Zürich von Waldmann bis Zwingli. Zürich 1969*
- Muralt, Leonhard von. Renaissance und Reformation. HdSG I. Zürich 1972*
- Peyer, Hans Conrad. Die Entstehung der Eidgenossenschaft. HdSG I. Zürich 1972*
- Peyer, Hans Conrad. Die Anfänge der schweizerischen Aristokratien. In: Messmer, Kurt und Hoppe, Peter. Luzerner Patriziat. Luzern und München 1976*
- Renk, Herta-Elisabeth. Der Manessekreis, seine Dichter und die Manessische Liederhandschrift. Stuttgart 1974*
- Renner, Albert. Bäuerliche und städtische Kultur. 12-17. Jahrhundert. Quellenhefte zur Schweizer Geschichte. Aarau 1961*
- Schaufelberger, Walter. Spätmittelalter. HdSG I. Zürich 1972*
- Schlumpf, Viktor. Die Frumen Edlen Puren. Untersuchung zum Stilzusammenhang zwischen den historischen Volksliedern der Alten Eidgenossenschaft und der deutschen Heldenepik. Diss. Zürich 1969*

- Schneider, Hugo. Adel, Burgen, Waffen. Monographien zur Schweizer Geschichte I. Bern 1968*
- Schnyder, Werner. Soziale Schichtung und Grundlagen der Vermögensbildung in den spätmittelalterlichen Städten der Eidgenossenschaft. In: Festschrift für Karl Schib. Hg. Hist. Verein des Kt. Schaffhausen. Thayngen 1968*
- Singer, Samuel. Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz. Frauenfeld 1930*
- Staelin, Wilhelm Richard. Basler Adels- und Wappenbriefe. Basel 1916*
- Stückelberg, Ernst Alfred. Die Totenschilde in der Waisenhauskirche (ehem. Karthäuserkirche) zu Basel. Basel 1925*
- Wackernagel, Hans Georg. Bemerkungen zur älteren Schweizer Geschichte in volkskundlicher Sicht. Basel 1960*
- Wackernagel, Hans Georg. Die Stadt Basel in der sakralen Welt des Mittelalters. In: Denkschrift zur Erinnerung an die vor 2000 Jahren erfolgte Gründung der Colonia Raurica. Basel 1957*
- Wackernagel, Rudolf. Geschichte der Stadt Basel. Bd. I. Basel 1907*
- Walter, Emil J. Soziologie der Alten Eidgenossenschaft. Eine Analyse ihrer Sozial- und Berufsstruktur von der Reformation bis zur Französischen Revolution. Bern 1966*
- Wappenbuch der Stadt Basel. Hg. W. R. Staelin. Hist. antiq. Gesellschaft Basel. Basel o. J.*
- Wappen bürgerlicher Geschlechter Deutschlands und der Schweiz. J. Siebmachers grosses Wappenbuch. Band 9. Neustadt 1971. Bd. 1*
- Die Wappenrolle von Zürich. Ein heraldisches Denkmal des 14. Jahrhunderts. Hg. Antiquarische Gesellschaft Zürich. Zürich 1860*
- Zürcher, Richard. Die künstlerische Kultur im Kanton Zürich. Zürich 1943*